

Mirko Kovač

Die Stadt im Spiegel

Mirko Kovač

**DIE STADT
IM SPIEGEL**

Roman

Aus dem Kroatischen
von Marica Bodrožić

DUMONT



© 2007 by Mirko Kovač and Fraktura
First edition by Fraktura, Zaprešić

Erste Auflage 2011

© 2011 für die deutsche Ausgabe: DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Aus dem Kroatischen von Marica Bodrožić

Umschlag: Zero, München

Gesetzt aus der Adobe Garamond

Satz: Angelika Kudella, Köln

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Druck und Verarbeitung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8321-9566-3

www.dumont-buchverlag.de

I

Mein Vater hat das zweistöckige große Steinhaus in L. geerbt, von acht Kindern war er das Älteste. Im Testament bürdete sein Vater Mato ihm die Pflicht auf, stets im Sinne von Familie und Tradition zu handeln, so wie auch er bereits das Werk seines eigenen Vaters fortgeführt hatte. Von Beruf war er Viehhändler, und wie alle anderen auch vertraute er auf seine Intuition, kaufte bei einer guten Gelegenheit alles, was sich ihm anbot, und vermittelte bei einer anderen Geschäfte an potenzielle Interessenten. Die Nähe zum Meer war für seinen Handel mit Tieren, Fleisch, Kuhfellen, Wolle und Geißhaar mehr als nützlich.

Im Bezirksarchiv ist der gesamte Besitz von Großvater Mato verzeichnet. Jeden einzelnen Vertrag hat er notariell beglaubigen lassen und seine Steuern immer ordnungsgemäß abgeführt. Als ich das erste Mal einen Blick in das Grundbuch warf, wurde mir klar, dass Belanglosigkeiten für Schriftsteller und Chronisten gleichermaßen bedeutsam werden können, ganz egal wie dürftig sie sind, denn ihre Kraft wirkt immer erdend. Alle, die schreiben, müssen sich das als Faustregel zu Herzen nehmen, ganz besonders jene, die sich schreibend selbst unterwandern, auf diese Weise so weit wie möglich von den eigenen Wurzeln entfernen und sogar allem entkommen wollen, was sie auf irgendeine Art und Weise an ihre Familie und deren Hinterlassenschaften bindet. Dieses Ziel erreicht man selbstverständlich

nicht, wenn man es versäumt, gerade die eigenen Leute ganz genau zu beschreiben. (Und doch ist es so eine Sache mit den eigenen Leuten).

Ich habe mich viele Jahre nur mit anderen befasst. Nun ist es mir wichtig geworden, einen neuen Blick auf mich selbst zu wagen und mich in den dunklen Archiven meiner eigenen Kindheit umzusehen. Ich will also dieses Mal über mich selbst erzählen, aber nicht etwa, weil ich glaube, es wäre von weltumspannender Bedeutung, vielmehr füge ich mich lediglich dem, was sich für mich aus dem Schreiben von allein ergibt, dafür, das weiß ich, muss man vielleicht auch ein bisschen Selbstverliebtheit aufbringen. Sowohl das eine als auch das andere drängt mich in andere Zeiträume zurück, denn ich hatte mir all das bereits schon einmal zur Aufgabe gemacht. Damals habe ich mir mit Ironie weitergeholfen und mir erlaubt, hier und dort die Geschichte und die Tradition offen zu belächeln. Jetzt möchte ich eine andere Perspektive einnehmen, das Ganze ernsthafter aus meiner heutigen Sicht betrachten und mit den Möglichkeiten, die einem nur die Distanz bietet. Mir ist bewusst, dass das Genre der Autobiografie ein durchaus zweifelhaftes ist. Dennoch erscheint mir ein Versuch meinerseits unvermeidlich, weil ich mir vorgenommen habe, alle in mir herumfliegenden Familienbilder blättergleich aufzuklauben. Es sind Bilder aus meinem Erinnerungsalbum, Bilder einer anderen Zeit, die der Vergangenheit angehören und die ich aus den Erzählungen der anderen, vor allem aus den Geschichten meines Vaters kenne. Erst durch ihn sind sie zum Teil meines eigenen Lebens geworden. In diesem Buch werden nahe und ferne Verwandte einander zwangsläufig begegnen müssen. Es sind jedoch allesamt Gespenster. So jedenfalls kommen mir die meisten von ihnen vor. Vor langer Zeit hat einmal jemand gesagt, wenn ich mich nicht irre, müsste es Edgar Allen Poe gewesen sein, dass sich die richtigen Schriftsteller immer nur an Trugbildern abarbeiten, alle anderen Schreiberlinge aber lediglich Beamte der Literatur sind.

Obwohl ich dieses Buch von Anfang an veröffentlichen wollte, habe ich meinem Manuskript dennoch ein zunächst langes und einsames Schubladendasein verordnen müssen. Als ich einst die letzten Korrekturen übertrug, glaubte ich, das Ganze sei schon ganz und gar fertig. In der Setzerei strich ich dann aber noch zwei große Abschnitte weg, sechs bis sieben Absätze waren es insgesamt. In der Nacht vor der Drucklegung hatte ich einen Traum, der mir zunächst wie eine Vision erschien, sich aber dann allmählich in einen Alptraum verwandelte. Ich träumte, mein Buch sei erschienen und man habe mich in die Setzerei gerufen, um mir die Belegexemplare zu zeigen. Ich hielt das Buch in den Händen, war glücklich, dass es so schön geworden war, aber niemand war bei mir, mit dem ich meine Freude hätte teilen können. Die Grafiker hatten sich um mich versammelt, ihre Gesichter waren mir alle unbekannt. Sie beobachteten mich, sahen auf mein Buch, das ich in meinen Händen hielt, und schienen sich zu fragen, ob ich gleich darin blättern würde, was ich schließlich auch tat. Im nächsten Augenblick geschah etwas, das ich nur mit dem Wort *schrecklich* beschreiben kann. Beim Blättern fielen die Seiten einzeln aus dem Buch, an mir herab, auf den Boden. Die Arbeiter lachten und behielten mich immerfort schadenfroh im Auge. Ich war offenbar in eine Falle getappt. Das wurde immer deutlicher. Ich nahm das zweite Belegexemplar in die Hand, das dritte, das vierte und immer so der Reihe nach, aber jedes Buch fiel, auf die gleiche Weise wie das erste, auseinander. In den Händen blieb mir wie ein Skelett immer nur allein der Buchdeckel übrig. Einer der Setzer sagte zu mir: »Sie haben ein Buch geschrieben, das sich selbst auflöst.« Ich kniete mich auf den Boden, um ein paar Seiten aus meinen sich selbst zersetzenden Büchern aufzuheben. Die eine oder andere Zeile versuchte ich laut vorzulesen, nur für mich, aber nicht ein Wort wollte mir über die Lippen kommen. Meine Stimme verweigerte sich mir. Als ich dann auch noch bemerkte, dass mein Buch in

einer mir unbekanntem Sprache verfasst worden war und aus fremdartigen Buchstaben bestand, wich ich bestürzt zurück. Das einzige Gewisse war jetzt nur noch, dass sich auf jeder Seite mein Name zu wiederholen schien.

Ich schreckte aus dem Traum auf, schweißnass, außer Atem. Noch unter dem Eindruck dieser nächtlichen Bilder stehend, ließ ich tags darauf den Druck meines Buches stoppen. Das war vielleicht überstürzt und auch naiv von mir, aber ich konnte nicht umhin, diesen erdrückenden Traum als ein richtungweisendes Zeichen zu deuten. Es kam mir vor wie eine Botschaft meines inneren Zensors, und danach war es mir einfach unmöglich, dieses Buch zu veröffentlichen. Ich war außerstande, Erschütterungen irgendeiner Art zu ertragen. Davon hatte mir schon mein letztes Buch genügend beschert; es war schließlich eingestampft und zu Altpapier verarbeitet worden. Als der verantwortliche Lektor von meinem Entschluss, das Buch zurückzuziehen, erfuhr, verlangte er eine Erklärung von mir. »Jeder Schriftsteller«, sagte ich zu ihm, »muss ein unvollendetes Manuskript haben, es fortwährend ergänzen und bearbeiten. Das Schreiben ist ein derber Akt, der einen bis auf die Knochen entblößt. Dieses Manuskript werde ich die nächsten paar Jahre nicht aus der Hand geben, schließlich bin ich noch an einem unzünftigen Leben interessiert.«

Dann vergingen zwei Jahrzehnte. Alle Lust war längst aus mir gewichen, ich wollte dieses Buch nicht mehr veröffentlichen. Allerdings erschienen Teile des Buches schlussendlich in einer etwas überarbeiteten, zugleich entschlackten Form, in einem gänzlich anderen Kontext. Und wenn sich jetzt noch irgendjemand für dieses Buch interessiert, es sich zu Gemüte führen möchte, weil er zum Beispiel ein aufgeweckter Leser ist, so könnte er bald auf den Gedanken kommen, ich hätte auf diesen Seiten meinem Vater viel zu viel Platz eingeräumt, einem Menschen also übermäßige Aufmerksamkeit geschenkt, der sich gar nicht als Figur für ein Buch eignet. Aber er stand mir nun ein-

mal als geistiger Pate beim Schreiben zur Seite, hat mir bei diesem Buch geholfen, wie übrigens alle meine anderen Familienmitglieder und die vielen peripher Mitlaufenden auch, die ich nur kurz streifen konnte, um meinen eigenen inneren Ort sichtbar zu machen.

Ich hatte dabei nicht vor, meinen Verwandten irgendwelche besonderen Gefühle entgegenzubringen. Ich habe es bloß nicht mehr ausgehalten, immer auf der einen schmalspurigen Strecke meines kleinen Familienzuges allein hin- und herzurattern, hatte es satt, ewig allein durch die Gegend zu fahren, um am Ende zu sehen, dass ich mich gar nicht von jener Stelle gerührt hatte, an der ich eingestiegen war. Niemand von uns lebt in einer für alle Zeiten gleichbleibenden Stadt; auch wenn wir uns immer wieder beweisen möchten, dass wir dort, wo wir sind, am richtigen Platz sind, unveränderlich ist dieser Platz nicht. »Wir sind nun einmal immer dort, wo wir nicht sind«, so hat es Jean-Pierre Jouve mit seiner treffenden Zeile auf den Punkt gebracht. Ich will es ohne Umschweife sagen, Kompromisse sind nichts für mich. Ich bin müde darüber geworden, immer wieder verschiedene Versionen ein und derselben Geschichte zu erzählen. Immer wieder kam es vor, dass ich nichts mehr mit den Büchern anfangen konnte, obwohl sie gerade erst in den Druck gegangen waren. Es würde mir jetzt genauso wie früher gehen, wenn ich nicht begriffen hätte, dass ich offenbar fähig geworden bin, mich mit vielfältigen Widersprüchen auszusöhnen und sie auch ohne irgendein Bedauern, ja gänzlich ohne Schwermut hinzunehmen. Und auch: dass ich nur über Dinge schreiben kann, an die ich mich sehr genau erinnere, und mich damit eisern an die Regel eines der größten Erzähler unserer Zeit halte. Er ist so berühmt, dass man seinen Namen nicht einmal nennen muss. Einmal hat er geschrieben, unser Leben sei das, woran wir uns erinnern, und nicht das, was wir erlebt haben.

Diese Arbeit hat für mich Ähnlichkeit mit der eines Bildhauers, aber anmerken muss ich an dieser Stelle doch, dass ich mir schrei-

bend den Luxus der einen oder anderen Abschweifung erlaubt habe. Die heutige Zeit hat mich dazu gezwungen. Die Rückkehr zu einem alten Manuskript verlangt vor allem eines: einen neuen Blick. Die heutige Zeit ist zudem derart elend, dass für mich die Rückkehr zur Vergangenheit sogar ein richtiger Genuss ist.

2

Mit dem Verdienst vom Viehhandel machte Großvater in L. einen Gemischtwarenladen und eine Gastwirtschaft auf. Die osmanische Herberge erweiterte er um ein weiteres Stockwerk und kaufte in Trebinje, etwa acht Kilometer von unserem Wohnort entfernt, noch ein anderes Haus. Sein ganzes Vermögen investierte er in Landerwerb. Er kaufte vierzig Morgen fruchtbares Land, die direkt am Fluss Trebišnjica lagen. In Montenegro, auf der anderen Seite der Grenze, erwarb er einen Waldgürtel sowie eine Grasweide von ein paar Hektar. In der ganzen Gegend war er der Einzige, der sich zwei große Bewässerungswagen aus Holz liefern ließ, um mit ihnen sein Wassersystem zu optimieren. Anfangs versammelten sich die Leute regelmäßig um diese Wagen herum und beäugten aufmerksam Großvater und das Ergebnis seiner Arbeit. Die Bewässerungswagen waren etwa fünf Meter lang und mehr als einen Meter breit. Wenn der Wagen losfuhr, drehten sich die an ihm angebrachten Schaufelchen und füllten mehrere Kästen mit Wasser, die sich dann zielgenau und selbsttätig in das bereits ausgehobene Beet ausschütteten. So floss das Wasser schneller und gezielter auf die Felder hinaus.

Großvaters größter Wunsch war damit aber noch nicht erfüllt. Er wollte auch den prächtigen Hain in L. kaufen, in dem nahezu alle Herbstbäume und auch die immergrünen Bäume wuchsen. Dieser Hain war schon zu türkischen Zeiten bepflanzt worden und war gut

gepflegt. Einst gehörte er der angesehenen Familie Duraković aus Korijenić, die sich in den Anfängen der österreichisch-ungarischen Monarchie in alle Weltrichtungen verteilte. Viele Menschen aus dieser Familie waren begabt, fleißig und intelligent. Später zogen sie in die unterschiedlichsten Gegenden des weit verzweigten Reiches fort.

Am häufigsten waren Tannen und Fichten im Hain zu finden, und weil er ins fruchtbare Land hineinreichte, sich in Richtung des im Sommer stets ausgetrockneten Flüsschens lieblich ausbreitete, kamen dann auch mehr und mehr Eichen in ihm vor. Aber auch Haselnuss- und Laubbäume gab es. Am Flussufer wuchs Gras und aus dem Lehmboden ragten sowohl die Wurzeln als auch die Äste der Bäume in die Luft. Dieses kleine Flüsschen Sušica bildet bis heute eine Art Grenze zwischen zwei Klimazonen. Auf der einen Seite gibt die Erde fast nichts her. Auf der anderen platzt alles vor Fruchtbarkeit aus den Nähten und es schneit selten. Wegen der nicht allzu strengen Winter gedeihen auch Trauben prächtig, die Rotwein-Rebsorte Vranac hat sich sehr bewährt; trotzdem haben sich hier nur zwei, drei Familien mit Weinanbau beschäftigt.

Meinem Großvater ist es trotz aller Schwierigkeiten gelungen, den Hain zu kaufen. Die Besitzverhältnisse waren aber alles andere als durchsichtig. Ich gab mir selbst das Versprechen, mit der Beschreibung dieses Hains zu beginnen, wenn es mich irgendwann danach drängen sollte, meine Familie zum literarischen Thema zu machen, ihre Geschichte zu erforschen oder auch einfach etwas in einem Buch zu beichten, das mich an sie bindet.

Als Kind habe ich auf diesem Stückchen Erde eine große Angst überwunden. Die schattige Seite des Wäldchens war von Stechdorn, Weißbuchen und Haselstauden überwuchert, was regelrecht dazu einlud, in dieser Hainecke Geschichten über Teufel und Hexen spielen zu lassen. Weißbuchen eignen sich am besten für Brennholz. Wer auch immer von meiner Familie seinen Fuß in den Hain setzte, um

Holz zu sammeln, dem stieß jedes Mal etwas zu. Entweder versetzte ihm plötzlich ein Ast einen Hieb oder er schnitt sich aus dem Nichts heraus mit dem Gartenmesser, und die Wunden wuchsen nur sehr langsam zu. Manchmal platzten sie dann viele Tage später einfach wieder auf, Blut und Eiter flossen heraus. Der schattige Teil des Hains zog uns alle magnetisch an. Versuchungen unterliegen präzisen Sogkräften. Und jeder von uns zeigte sich gerade dann besonders kampf lustig, wenn unsichtbare Kräfte im Spiel waren. Man sagte, Großvater Mato habe jeden aus der Familie dazu angehalten, sich, sobald er den Fuß in den Hain setzte, den Teufeln direkt zu stellen.

»Wenn du dich selbst kennenlernen willst«, sagte er, »musst du vor allem deine Kräfte mit jemandem messen, der ein widerwärtiger Gegner ist. Einen schlimmeren und widerwärtigeren als den Teufel gibt es nun einmal nicht.«

Auf der schattigen Seite des Hains fand eine Art Familieninitiation statt. Voller Angst ging ich im Alter von acht Jahren barfuß über Stechdorn. Ich sollte abgehärtet werden, aber gelungen ist das nicht. Dieses Ritual machte vor allem eines aus mir – einen noch ängstlicheren Menschen als den, der ich ohnehin schon war. Heute noch meide ich Dunkelheit und Wälder. Selbst wenn ich jetzt darüber schreibe, jagt mir noch ein Schauer nach dem anderen über den Rücken, vor allem dann, wenn ich mir ausmale, was mir damals im Alter von acht Jahren alles hätte zustoßen können. Ich will mich nicht im genauen Nacherzählen jener Vorkommnisse üben. Das liefe auf einen viel zu detaillierten Bericht oder auf ein ganzes Buch hinaus. Dieser Wald hat schon eine beachtlich lange Geschichte. Andere haben dieses mystische Stückchen Land bereits vor mir inspiziert, und es sind schon schlaue Texte über den Hain geschrieben worden. Ich meine mich jedenfalls daran zu erinnern, einen solchen Text in der Hand gehalten zu haben, den Titel habe ich mir nicht gemerkt. Der Name des Autors ist mir auch entfallen, aber ich weiß, dass ich beim

Lesen auf interessante Details gestoßen bin, wie etwa die Beschreibung eines Rosmarinbusches. Es war weit und breit das einzige Exemplar in dieser Gegend. »Der Rosmarin blüht und besteht tapfer«, hieß es da, »unter grobem und wildem Gewächs, in einem Klima, das ihm nicht zusagt.« Ich habe diesen Rosmarinbusch nie zu Gesicht bekommen, zweifellos aber kann man dem Verfasser Glauben schenken. Das blutige Messer, von dem auch in diesem Text die Rede war, könnte der Autor vielleicht sogar bei meinem Großvater gekauft haben. Es soll in einen wilden Haselnussbaum gerammt worden sein und in aller Regelmäßigkeit vor sich hingeleuchtet haben. Diese Geschichte habe ich auch schon in meiner frühen Kindheit zu Ohren bekommen. Mein Vater hat sie mir erzählt, und er selbst hat sie wiederum von seinem Vater erzählt bekommen.

Niemand aus meiner Familie hat das Glück gehabt, vom Hain verschont worden zu sein, niemand ist dort nur mit kleinen Kratzspuren davongekommen, ernsthafte Verletzungen waren eigentlich sogar die Regel. Eine Cousine, die vier Jahre älter war als ich, ist auf dem Weg zum Spital gestorben, weil sie auf dem schmalen ausgetretenen Pfad am Rande des Hains von einer Schlange gebissen worden war. Sie konnte keinen anderen Weg gehen. Man kam nur über diesen Pfad in den dichten Wald und gelangte auch nur auf ihm zur Mitte des Hains. Einen leichteren Zugang verunmöglichten die Schlangen. Das brachte die Vorstellung mit sich, irgendwo im Hain wäre ein Schatz vergraben. Die Leute hatten sich mit der Zeit mehr und mehr darauf geeinigt, dass er in der Nähe einer Tenne vergraben worden sein musste, die man errichtet hatte, um, wie es hieß, die Hexen in der Nacht tanzen zu lassen. Die Schlangen, davon war man überzeugt, waren die Hüterinnen dieses Schatzes. Das blieb selbstverständlich eine unerwiesene Legende, wahr ist aber doch, dass niemand je einen Vipernbiss auf diesem Pfad überlebt hat. Auch ich habe mich einmal früh am Abend mit zwei Cousins auf den Weg

dorthin gemacht, der eine Junge war im gleichen Alter wie ich, der andere zwei Jahre älter. So wie es alle aus unseren Familien in ihrer Kindheit taten, wollten auch wir uns dieser geheimnisvollen Aura des Pfades stellen. Wir sehnten uns nach einer eigenen Geschichte, die wir dem Familienarchiv der durchfabulierten Erzählungen beisteuern wollten.

Mit behutsamen Schritten gingen wir den Pfad entlang, wir waren so vorsichtig, als gingen wir barfuß über glühende Kohlen. Ich hatte mir dicke Kniestrümpfe und Gummistiefel angezogen, um mich auf diese Weise zu schützen. In der Hand hielt ich eine Kerze. Man hatte mir gesagt, dass Hexen das Kerzenlicht fürchten. Ich hatte Streichhölzer und Knoblauch in meine Tasche gesteckt, es hieß, diese wehrten die Schlangen ab. Wir schreckten bei jedem Geräusch auf, waren froh, als wir endlich das gefährliche Stück Weg hinter uns gelassen hatten. Wir atmeten durch und setzten uns auf einen Stein. Der ältere Cousin sagte, wir müssten uns die Schuhe ausziehen, um uns die Füße abzukühlen, möglicherweise auch ein wenig trocknen lassen, falls sie verschwitzt wären. Das sei die wichtigste Regel für einen erfolgsgekrönten Rückweg, da dieser noch gefährlicher als der Hinweg sei und die Schlangen uns auch längst gerochen hätten. Naiv wie ich war, glaubte ich ihm und zog meine Schuhe aus, ohne darauf zu achten, ob die anderen beiden dies auch taten. Sie legten mich rein, schnappten rasch nach meinem Schuhwerk und rannten davon. Ich fing an, um Hilfe zu rufen, aber sie waren längst nicht mehr zu sehen. Sie hatten mich einfach allein gelassen.

Ich stand auf dem Stein und zitterte, war erstarrt vor Angst und fürchtete mich vor meiner eigenen Stimme. Ich traute mich nicht einmal mehr, um Hilfe zu rufen. Bald schon kam die Abenddämmerung auf, und im Wald wurde es schlagartig dunkel. Ich versuchte, die Kerze anzuzünden, aber es wollte mir nicht gelingen. Die Knoblauchzehen zerkleinerte ich mit einem Stein und rieb damit meine

Fußsohlen ein. Ich stieg vom Stein herab und stellte mich auf den Pfad. Meine Knie schlotterten und es überraschte mich heftiger Schüttelfrost. Ab und an war in der Ferne ein Geräusch zu hören. Eidechsen brachten sich in einem Gebüsch in Sicherheit, eine von ihnen jagte mir einen nachhaltigen Schrecken ein, weil sie plötzlich neben mir in die Höhe sprang. In diesem Augenblick überkam mich das Gefühl, jemand näherte sich mir hinterrücks, ich wagte aber nicht, mich umzudrehen, sondern rannte in diesem Augenblick so schnell ich nur konnte los. Erst als ich mich in Sicherheit wähnte, legte ich mich auf die Erde, um zur Ruhe zu kommen. Meine Füße bluteten. Noch Tage danach pflegte und versorgte ich sie. Meine Verwandten hatten kein Mitleid mit mir. Alle sagten, dass diese Begebenheit unausweichlich für mich gewesen sei, es hieß, dass ich es erleben musste.

3

Als mein Vater fünfzehn Jahre alt war, fing es an. Auch ihm blieben Verstörungen nicht erspart, denn er hatte sich zu weit in den Wald vorgewagt. Mit Kreuzhacke und einem Soldatenspaten in der Hand ging er auf Schatzsuche. Zuvor hatte er immer wieder einen 1906 erschienenen Text aus der Zeitschrift »Die heimische Feuerstätte« gelesen, in dem stand, dass die Griechen einst aus dieser Gegend vor der Pest geflüchtet waren. Als reiche Handelsleute besaßen sie viele Schätze, die sie auf der Flucht in ihren Gräbern verstecken mussten. Auf Segelbooten wie Trabakeln und Brazzeras verließen sie ihre Wohnorte an der Küste, darunter waren Cavtat oder Gruža. Auf der kleinen Landkarte, die Vaters Zeitschrift beilag, waren all jene Orte markiert, an denen man die Schätze der Griechen vermutete. Einer dieser Orte war unser wilder und unzugänglicher Hain oberhalb von L., hier, so hieß es, seien jede Menge Goldklumpen vergraben worden, und wer die absickernden Griechengräber finde, werde unvorstellbar reich werden. Mein Vater, der noch ein bartloser junger Mann war, sagte selbstsicher zu seiner Mutter Vukava, ein Engel werde ihn zu diesem Grab bringen, es versickere natürlich nur deshalb, weil man dort das viele Gold vergraben hatte. Und meiner Großmutter fiel nichts Besseres ein als ihm zu sagen, er brauche ohne das Gold erst gar nicht wieder nach Hause zu kommen.

Es vergingen sechs Tage und von meinem Vater fehlte jede Spur.

Großmutter's Suche nach ihm verwandelte sich in eine Treibjagd nach Teufeln und Hexen. Die Jäger hatten sich mit Sensen, Äxten, Messern und Jagdgewehren bewaffnet. Während sie Äste abschnitten und sich Wege freischlugen, riefen sie laut nach den Teufeln und Hexen, als hätten sie den Jungen vergessen, drohten ihnen zähneknirschend, mit erhobenen Fäusten, so, wie das der Mob immer bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten macht. Im Suchtrupp hatte jeder eine eigene Geschichte parat und erzählte von einer bössartigen Begegnung mit einer Hexe. Mein Vater wurde schließlich von Jagdhunden gefunden, die jemand mitgenommen hatte. Er lag im hohen Farnkraut, erschöpft und ausgehungert zwischen zwei Steinen. Seine Hände und sein Gesicht waren voller Kratzspuren. Spaten und Hacke hatte er irgendwo unterwegs verloren, halb verdurstet brachte er kaum ein Wort heraus. Er war drei Tage umhergeirrt und hatte es irgendwann aufgegeben, das Grab mit dem Gold zu finden. Er fand weder die kleine Quelle noch das Steinhäuschen mit der Zisterne. In den frühen Morgenstunden hatte er versucht, den Tau von den Gräsern abzulecken und tagsüber die Rinde und die Knospen junger Buchen zu essen. Was für ein Geräusch er auch immer gehört hatte, er vermutete jedes Mal einen Feind oder den Teufel höchstpersönlich dahinter; und hatte ein Ast sich ein bisschen bewegt, war er überzeugt davon, jemand sei gerade von ihm abgesprungen und lauer ihm nun auf.

Großvater Mato brüstete sich damit, seinem Sohn damals etwas über Mut beigebracht zu haben. Er glaubte, von dieser Erfahrung würde er sein Leben lang profitieren. Mein Vater hingegen war der Ansicht, er habe in unserem Hain den letzten Rest an Mut, wenn er ihn denn je gehabt hatte, eindeutig und für immer verloren. Sein Kommentar fiel recht spöttisch aus, seine Courage, sagte er, hätte er im Hain unter einem wilden Birnbaum vergraben, ganz nach dem Muster der Alten Griechen, die auf der Flucht ihr Gold in der Erde

deponierten. Gott hätte ihn nicht mit irdischem Mut gesegnet, sondern mit etwas viel Schönerem und leichter zu Ertragendem. Er meinte damit nichts anderes als seine Trinkfestigkeit, aber auch alles andere, das von irdischen Genüssen herrührte. Und so lebte er auch. Er betrank sich und schloss Freundschaften, ergab sich in Gedankenlosigkeit genauso wie in großer Freude, machte es sich zur Aufgabe, jedes Getränk dieser Welt zu probieren, ging auf Reisen, stieg in jedes Gefährt, das vorbeigefahren kam, schlug an unbekanntem Orten auf, schlief bei Fremden und wachte bei neuen Freunden und Trinkbrüdern auf. Er nüchterte in zauberhaften Landschaften aus, brachte sich fortwährend in Gefahr, sodass die Leute ihm immer zur Hilfe eilten, ihn retten oder verarzten mussten. Einmal holten sie ihn sogar aus einem Kahn, der die Neretva flussabwärts geschossen war. Er torkelte durch die Gegend, stotterte, erbrach sich, lehnte seinen Kopf an Baumstämme oder an die Wangen seiner Leidensgefährten. Er stolperte im Staub und beweinte schon im Voraus seine zukünftigen Verluste. Er machte Dachsbauten ausfindig, stieg in sie hinab, hing sich an die Hälse von Dirnen und gab ihnen Getränk um Getränk aus. Er irrte in Städten umher und verlor sich in ihnen, fand aber immer einen Weg oder eine Lichtung, irgendeinen Winkel, der sich, wie er es sagte, »im hohen Farnkraut zwischen zwei Steinen befand« und legte sich dort schlafen, atmete durch, kam zu sich, bis es an einem anderen noch wundersameren Ort weiterging wie bisher.

Und oft ritzte er seine Initialen in Baumstämme und auf Stein tafeln, manchmal sogar seinen ganzen Namen, versehen mit irgendwelchen Symbolen, deren Bedeutung nur ihm bekannt war. Und wenn er später irgendwann wieder an ihnen vorbeiging und dort seine eigene Handschrift erblickte, blieb er vor ihr stehen und gedachte mit ausgelassener Fröhlichkeit seines nie verwirklichten Lebenswerkes. Als ich ihm einmal sagte, dass doch nur Verrückte ihre

Symbole auf diese Weise unterwegs verewigen, erwiderte er: »Das weiß ich selbst. Aber auf meiner Uhr wird nun einmal meine ganz eigene Zeit gemessen. So weiß ich doch immer, wo ich schon gewesen bin. Das ist mein Kommentar zur Vergänglichkeit.«

4

Mein Vater hat eine silberne Tabakdose vererbt bekommen. Der Deckel bestand aus eingesetzten Platinelementen und goldenen Blumen-Applikationen, umrandet von einem schmuckvoll stilisierten Astmuster. In jeder Ecke war ein Blümchen zu sehen und in der Mitte ein in Gold gefasstes, verschnörkeltes Monogramm seines Vaters.

Es war ein schöner Gegenstand, von edlem Material, genauso ungewöhnlich wie nützlich und kostbar für jeden, der ihn besitzen durfte. Es wird der Tradition gemäß immer an den ältesten männlichen Nachfolger vererbt, sobald dieser volljährig ist. Über den genauen Zeitpunkt der Schenkung entscheidet jedoch allein der aktuelle Besitzer. Diese Gepflogenheit ist älter als vier Jahrhunderte. Zuan Kosazza hatte sie im 16. Jahrhundert ins Leben gerufen. Er war der Landesherr dieser Gegend, deren Grenzen sich bis Dubrovnik erstreckten. Im Alter von zwanzig Jahren war er bereits Befehlshaber. Diesem venezianischen Patrizier wurde von der Stadt Dubrovnik jährlich ein Tribut von achtundvierzig Dukaten gezahlt.

Der Tabakdosenbrauch ging von Vater auf Sohn über und wurde auf diese Weise mit der Zeit Tradition. Dahinter verbarg sich der Wunsch, einen unerschütterlichen Familienkern auszubilden, um sowohl gestärkt den Herrschenden als auch den einflussreichen Familien mit ihren Bürgschaftsregeln zu begegnen, ganz egal welcher Regierung sie gerade angehörten.

ihn Anlass genug, in die Luft zu gehen, zudem zog er schnell eine Waffe aus der Tasche. Wegen Geldstreitigkeiten hatte er wohl auch einmal einen eigenen Verwandten angeschossen. Nach dem Rückzug der türkischen Armee griff Ali mit seinen etwa hundert bewaffneten Untergebenen die einmarschierenden und gut ausgerüsteten Truppen von Österreich-Ungarn an, stets unter Jubelschreien, denen Allahu-Akbar-Rufe und Surengedebete folgten. Seine Leute hatten schlechte Waffen, dennoch zwangen sie ihre Feinde mehrfach in die Knie. Unter den Waffen, die sie benutzten, waren zum einen ein sogenannter Hinterlader, ein Gewehr also mit Bügelverschluss, dessen Läufe an beiden Enden offen sind, und zum anderen ein Säbel sowie zwei kleine Gewehre mit Gurt. Auch die Niederschlagung der deutschen Artillerie in Milim wurde Ali zugeschrieben. Doch dann ergab er sich plötzlich nach einem Gespräch mit dem Muslim Fejzag Šehović mitten auf einem katholischen Friedhof. Da man um seine hochstehende Herkunft wusste, war man darum bemüht, ihm die Todesstrafe zu ersparen. Er wurde zwanzig Jahre hinter Gitter gebracht. Als er aus dem Gefängnis kam, verkaufte er alle seine Güter und schreckte auch nicht davor zurück, sein Familien-Mausoleum mit dem schön gearbeiteten Grabstein zu verscherbeln. Dann wanderte er in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahr mit seiner ganzen Familie in die Türkei aus.

Die Tabakdose, die mein Vater erbte, hatte Großvater Mato von seinem Freund Mato Grbić aus Rijeka Dubrovačka. Er gab sie ihm wohl aus Dankbarkeit, Genaueres wusste darüber aber niemand. Es muss zur gleichen Zeit dazu gekommen sein, als Miho Martelini sein Haus und Anwesen der Familie Grbić auf Rijeka verkaufte. Später gab es dann weitere Geschenke von der Familie Grbić. Jeder gab meinem Großvater irgendetwas, insgesamt kamen über die Jahre an die zwanzig wertvolle Gegenstände zusammen, schöne, ungewöhnliche und praktische Dinge waren das, und auf jedem Gegenstand waren das

Datum und der Name des Schenkenden eingraviert. Es ist fast nichts mehr davon übrig, Großvaters Erbe ist in alle Windrichtungen zerstreut. Schon zu seinen Lebzeiten war seine Taschenuhr mit der Kette verschwunden. Ein Herz war darauf eingraviert, mit Pfeil und Datum und dem Namen Anna. Wir wussten, dass die Ehefrau von Mato Grbić Ane hieß. Sie war eine schöne und zarte Frau, die in den ersten sieben Jahren ihrer Ehe kinderlos blieb. In ihrer Geburtsurkunde muss man sie fälschlicherweise unter dem Namen Anna verzeichnet haben. Sie kam aus Zadar und sprach bis zur Hochzeit unsere Sprache nicht; sie konnte nur Italienisch. Als die Freundschaft der beiden Namensvetter begann, brachte diese zarte Person doch noch vier Kinder, drei Töchter und einen Sohn, zur Welt. Die Freundschaft der beiden Männer hielt lange, und es gingen noch mehrere Patenschaften aus ihr hervor, Hochzeits- und Taufpaten waren darunter. Den drei Töchtern von Anna und Mato Grbić sagte man nach, die schönsten der ganzen Gegend zu sein. Auch der Pfarrer hatte eine Meinung dazu und war sich darin sicher, dass sie die ganze Region mit ihrem Liebreiz schmückten. Er schrieb das selbstverständlich der Allmacht Gottes zu, der ja nichts anderes machte als Schönheit mit Schönheit zu belohnen. Und die Leute gingen sogar so weit und dachten, selbst die Schiffe von der Hohen See würden sie grüßen und die lauten Sirenen vom Meer aus das Haus der Grbićs besingen. Aber die beiden Mädchen waren alles andere als glücklich; schade, dass sie in diesem Buch nicht weiter vorkommen können, weil sie nicht mein Thema sind und ich sie deshalb nicht weiter einbinden kann.

Das schöne Haus in Trebinje war zweistöckig. Es hatte ein schieferbedecktes Vordach und einen Holzerker. Das Treppenhaus war mit Intarsienarbeiten versehen und führte direkt in das obere Gemach, in dem einst ein Diwan gestanden hatte. Diesen Teil des Hauses nannte man noch immer Alis Tschardak, hier, auf der überdachten Veranda, ruhte man sich auf dem türkischen Sofa aus, trank Kaffee, plauderte und fasste all das kurz und bündig im Wort *diwanisieren* zusammen. Großvater hatte aber das eine oder andere islamisch anmutende Detail, wie den Holzrahmen mit dem verspielten Fenstergitter, gezielt vom Haus entfernt. Er ersetzte es durch ziseliertes Eisen und stellte auch alles andere im ersten Stock um. Auch die Weinreben, die den Diwanbereich eigentlich verschönert hatten, riss er einfach aus. Mein Großvater Mato ließ das Haus im Grundbuch auf den Namen seines Sohnes Blago eintragen. Es behielt aber bis in unsere Zeiten den türkischen Namen Tschardak.

Ich verband mit diesem Wort etwas der Erde Fernes und durchweg Übernatürliches, stellte mir darunter ein schwebendes Haus oberhalb des Flusses vor und imaginierte ähnlich gigantisch geartete Türme der reichen und gewaltigen islamischen Welt. Als mein Großvater Alis Haus kaufte, erzählte man sich, Dr. Kesler, ein seit Jahren bei uns gern gesehener Gast, sei für ihn als Bürge eingesprungen. Zögernd soll er den schon tropfenden Füllfederhalter in der Hand gehalten und vor

der Unterschrift noch zu ihm gesagt haben: »Mit dem Kauf von Alis Haus kaufst du nicht nur ein Gebäude, sondern auch alle Krankheiten, die hier erlebt worden sind. Diesem doppelten Handel entkommst du leider nicht.«

Blago war das zweite Kind, ein Jahr jünger als mein Vater und der erste Mensch in unserer Familie, der gebildet war und einen Dokortitel trug. Er war jedoch noch Schüler, als ihm das Haus geschenkt und offiziell überschrieben wurde. Die Worte Dr. Keslers und die Unheimlichkeit, die von ihnen ausging, ließen ihn frösteln. »Das Haus ist reine Materie«, sagte er, »die Krankheiten das reine Unglück.«

Vielleicht hatte er schon damals geahnt, dass er in diesem Haus niemals leben, ein Weiterverkauf sich aber immer lohnen würde. Mit einem satten Gewinn war in jedem Fall zu rechnen, das Haus befand sich in guter Lage, direkt im Zentrum des Ortes. Nach seinem Fortgehen hat Blago nur noch einmal von sich hören lassen. Irgendwann kam von ihm ein kurzer Brief in italienischer Sprache, darin hieß es, er studiere Medizin und könne sich kaum mehr daran erinnern, wie sein Heimatort aussehe. Irgendwann gab man das Warten auf, und im Laufe der dreißiger Jahre fiel dann sein Haus in Trebinje meinem Vater zu. Die Leute tuschelten aber hinter vorgehaltener Hand über ihn, es hieß, eine offizielle Übergabe habe nie stattgefunden, vielmehr seien Bestechungsgelder, falsche Papiere und falsche Unterschriften im Spiel gewesen.

Blago studierte Medizin in Rom. Dort sind ihm die Bücher des namhaften, aus Dubrovnik stammenden Arztes Giorgio Baglivi aus dem 17. Jahrhundert in die Hände gefallen. Blago hat gleich verstanden, dass er mütterlicherseits mit diesem berühmten Mann verwandt war. Die Wurzeln des angesehenen Arztes Baglivi sind tatsächlich bis nach Dubrovnik nachvollziehbar. Er stammte von der Familie namens Armen ab, einer Ahnenlinie seiner Mutter, die noch heute den Namen Vuković tragen. Da er früh ohne Eltern geblie-

ben war, hatten ihn der berühmte Arzt Pier Angelo Baglivi und seine Ehefrau Margarita d'Amato aus Lecce zu sich geholt und dann adoptiert.

Während seines Studiums in Rom ließ mein Onkel Blago immer wieder mal eine Bemerkung über seine adelige Herkunft fallen oder faselte etwas von einem Familienwappen vor sich hin. Bei seiner mehr erträumten als real belegbaren Geschichte berief er sich auf seine Großmutter, die Mutter seines Vaters, die in Vuković zur Welt gekommen war. Diese konnte aber gar keine Adlige sein, nur eine vornehme Frau aus einem guten montenegrinischen Haus.

Mein Onkel beschrieb den Leuten seinen Geburtsort L. als eine Art Kurort, dessen Solen mit besonderer Heilkraft gesegnet seien. Er machte daraus in seinen Geschichten so etwas wie das Paradies auf Erden, das gerade gut genug für die feine Dubrovniker Gesellschaft war. Die geografische Verortung von L. erfuhr bei ihm auch eine leichte Verschiebung, er rückte es etwas näher an die Stadt heran, als es das in Wirklichkeit war, belog sich dabei selbst und überhöhte in allem die Schönheit dieser Gegend. Der Kleinstadt, in die er zur Schule gegangen war, gab er allen Ernstes den Beinamen »Klein-Epidauros«. Der Arme dachte sich seine Herkunft einfach aus und glaubte am Ende noch selbst an seine eigenen Erfindungen. Großtuererei aber ist und bleibt das Ergebnis eines inneren Mangels. Onkel Blago schreckte auch nicht davor zurück, seinen Geburtsort sogar direkt an die dalmatinische Küste zu verlagern. Und das war so weit von allen Tatsachen entfernt, dass man es schon eine glatte Lüge nennen musste, denn die Kleinstadt, in der er seine Kindheit verbracht hatte und eingeschult worden war, reichte nicht einmal an den Schatten jenes glorreichen Epidauros heran. Das Städtchen war nichts weiter als einfach tiefe türkische Provinz, in der nur das Muslimische das ausschließlich Gute war. Wenn meine Quellen authentisch sind, dann hat Blago in eine wohlhabende römische Bäckerfamilie hineingehei-

ratet, die im Besitz einer ganzen Kette von Läden waren. Er nahm den Namen seiner Frau an und hieß nun Turchini, behielt aber seinen ersten Namen noch bei, wohl um sich damit doch noch so etwas wie einen Hinweis auf seine Herkunft zu erhalten.

Mein Onkel ist in alledem keine Ausnahme. Das ganze Hinterland von Dubrovnik scheint Lügner wie ihn am laufenden Band zu produzieren. Nahezu jeder gebildete und talentierte Mensch aus meiner Geburtsgegend hat sich früher oder später eine großartige Dubrovniker Herkunft ausgemalt. In der Regel konnte man aber davon ausgehen, dass keiner von ihnen je das Meer zu Gesicht bekommen hatte.

Der berühmte serbische Dichter Jovan Dučić kam aus der Gegend von Trebinje. Auch er fikionalisierte seine einfache Herkunft und bezeichnete sich als einen Adligen aus Dubrovnik. Unter Diplomaten und in Belgrad war er für seinen Charme und seine vornehmen Manieren gegenüber jungen Damen bekannt. In der Schweiz verführte er einmal eine Minderjährige, indem er ihr seine Dubrovniker Verse ins Ohr flüsterte. 1903 begegnete er dem kroatischen Dichter A. G. Matoš, der ihn mit Koffern auf dem Belgrader Hauptbahnhof antraf. Mit der für ihn bezeichnenden Geradlinigkeit ging er auf ihn zu. »Eifriger junger Dichter«, sagte er, »wenn Sie schon Ihre Gesichtshaut auf Ihre Dubrovniker Vornehmheit zurückführen, warum sind Sie dann nicht auch in der Lage, sich ein bisschen zu bücken und die Armen mit einem Groschen zu beglücken? Ich sehe schon, das ist nicht Ihre Sache, Sie haben sich gleich das Vornehme an sich zu eigen gemacht und denken wohl, dass Lügen ein passables Versteck abgeben, wenn sie nur pompös genug sind!« A. G. Matoš war ein gefürchteter Lyriker mit einem glasklaren Verstand. Auch den Bildhauer Ivan Meštrović hat er als Schwindler überführt. »Er ist nicht einmal aus Dubrovnik und hat keine Skrupel, sich als Ragusaner zu verkaufen«, heißt es einmal bei ihm.

Jeder wollte am Ruhm von Dubrovnik und an seiner Aura teilhaben. Es verlockte gerade jene, die hinter Gottes Rücken, also im fiktischen Nirgendwo lebten. Ganz zu schweigen von denen, die in der Nähe der Stadt zur Welt kamen! Es liegt mir fern, meinen Onkel und seine Lügen in Schutz zu nehmen, aber man muss gerechterweise anmerken, dass noch luzidere Köpfe als er der Verlockung des Schwindelns nicht widerstanden haben.

Ich selbst kam erst im Alter von zehn Jahren nach Dubrovnik. Vaters gesamte Warenbestände gelangten über den Hafen von Dubrovnik zu uns, die Spuren dieser Stadt waren also schon früh überall sichtbar für mich. Alles erinnerte mich an sie, Zustellungsscheine, Stempel auf Tüten und Kaffee, auf Zucker, Reis und Salz.

Obwohl ich das Meer nie gesehen hatte, versuchte ich es dennoch meinen Verwandten zu beschreiben. Ich tat es jedoch bangend und ängstlich. Meine kleinen Vorträge brachten die anderen leider nicht dazu, mit mir im kleinen Zug nach Dubrovnik zu fahren, obwohl ich mir Mühe gab, das Ganze verlockend und mystisch darzustellen. Über das Meer sprach ich immer mit leiser Stimme, weil ich es in meiner inneren Welt als großes Lebewesen empfand, das mir zuhört und über meine Worte wacht. Meinen Cousins flüsterte ich manchmal zu, das Meer sei ein gewaltiges, bebendes Wesen, das bewusst atmet und manchmal auch säuselt und das dann plötzlich wieder tobt und wild gegen Felsen einschlägt, das sich mehr und mehr aufbäumt und selbsttätig ein Muster in seine eigenen Stromwirbel malt. Ich erzählte von der Gefräßigkeit des Meeres, behauptete, dass in seinen Gedärmen ganze Inseln verschwunden sind, Kirchen, Schiffe und Kaimauern, an denen jeder einmal stand, der in die Weite der Welt aufgebrochen war, ja sogar Städtchen zählte ich auf, die in meiner Vorstellung seine Opfer geworden waren. Wer die Bewegung des Meeres zum ersten Mal sieht, den weht immer etwas Vertrautes an, und er glaubt, das Meer zu kennen, ist überzeugt davon, irgendwann, vor

langer, langer Zeit, Teil von ihm gewesen zu sein. Kurzum, ich machte meine Cousins von meinen Geschichten abhängig. Einer von ihnen bezeichnete mich einmal als einen Angestellten des Meeres. »Du bist einer, der zaubert, und wir«, fügte er an, »wir müssen dir einfach alles glauben!« Auch die einfachen Leute versammelten sich um mich, wenn ich zu erzählen begann. »Der da drüben erzählt über das Meer«, hieß es dann. »Rennt hin und hört ihm zu!« Und die Leute kamen und spitzten aufmerksam die Ohren.